

Eilis Dillon
Im Schatten des Vesuv

Eilis Dillon wurde 1920 in Galway an der Westküste von Irland geboren. Schon als Kind erfand sie Geschichten und mit sieben Jahren schrieb sie die erste nieder. Eilis Dillon verfasste viele Romane, mehrere Kinder- und Jugendbücher, Gedichte, Hörspiele und Kurzgeschichten. Sie war Mitglied des ›Irish Art Council‹ und der ›Royal Society of Literature‹ und hielt in den sechziger Jahren Vorlesungen über irische und englische Dichtung an verschiedenen amerikanischen Universitäten. Bis zu ihrem Tod 1994 lebte die Autorin überwiegend in Rom.

Eilis Dillon

Im Schatten des Vesuv

Timon erlebt
die letzten Tage von Pompeji

Roman

Aus dem Englischen von Annemarie Böll

dtv


Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe
27. Auflage 2018
1983 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1978 Eilis Dillon
Titel der Originalausgabe: ›The Shadow of Vesuvius‹,
erschienen bei Faber and Faber Ltd., London
© der deutschen Ausgabe:
1980 Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Tilman Michalski
Gesetzt aus der Garamond 11/12½
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-07497-1

I

»Los, komm jetzt. Nimm die Beine in die Hand! Du trödelst schon den ganzen Tag«, sagte der alte Scrofa streng, aber der Blick, mit dem er sich umsah, war gütig und besorgt und Timon wusste, dass er gar nicht so böse war, wie es klang. Einen Augenblick später sagte Scrofa: »Ich weiß, kurze Beine werden schnell müde, aber was sollen wir machen? Siehst du diese friedlichen Hirten oben am Berg? Bei Einbruch der Dunkelheit verwandeln sich diese Burschen in Banditen. Das hat mir ein Freund gesagt, der vor ein paar Wochen hier vorbeigekommen ist. Aus irgendeinem Grund war er noch spät unterwegs und es gelang ihm gerade noch, heil durchs Stadttor zu schlüpfen. Sie waren hinter ihm her wie ein Rudel Wölfe, sagt er. Wenn sie ihn geschnappt hätten, hätten sie ihn sofort an die Gladiatorenkaserne verkauft, und bevor er wusste, wie ihm geschah, hätte er sich in der Arena richtigen wilden Tieren gegenüber gesehen.«

»Sie sehen aber ganz harmlos aus«, sagte Timon.

»Ja, und ich hätte es auch nie für möglich gehalten«, sagte Scrofa, »aber dieser Mann hat mir gesagt, dass es heute um Pompeji herum keine Achtung mehr vor Recht und Gesetz gibt. Sogar die Bauern haben Angst; wie sollte sich da ein Wanderer nicht fürchten, den niemand vermissen würde. Komm, Tullio, sei ein braver Junge. Es ist jetzt nicht mehr weit, höchstens noch eine Stunde.« Scrofa nannte ihn immer Tullius oder Tullio, er sagte, er könne sich

nicht an diese griechischen Namen gewöhnen, und dass es für einen Sklaven auf jeden Fall besser wäre, einen römischen Namen zu haben. »Hier, ich habe noch ein Stück Brot aufgehoben. Wir wollen es jetzt essen, das wird unsere Lebensgeister wecken.«

Er suchte in den Falten seines schweren grauen Umhangs und brachte ein Stück Brot zum Vorschein, groß genug, dass jeder von ihnen einen faustgroßen Happen bekam. Timon ging es gleich besser. Er kaute jeden Bissen gründlich und wälzte ihn im Mund herum um möglichst lange etwas davon zu haben.

Nachdem Scrofa ein paar Bissen gegessen hatte, drehte er sich nach Timon um und fragte besorgt: »Sind die Farben auch noch gut verpackt?«

Da er der Herr war, ging er ein paar Schritte vor dem Jungen, obgleich er sich so immer umdrehen musste, wenn er ihn etwas fragte. Er hatte es nie fertig gebracht, zu seinem Sklaven zu sprechen ohne ihn anzusehen, wie es die hohen Herren taten, und er hatte nie in seinem Leben einen Sklaven geschlagen, wenn ihm auch, ohne dass er es wollte, einer oder zwei gestorben waren. Timon war sich bewusst, dass er Glück gehabt hatte von einem so armen Mann gekauft zu werden, dazu noch von einem Künstler. Es hatte natürlich Nachteile: häufig war das Essen knapp, aber er wusste zum Mindesten, dass sein Herr ihn niemals in einem Wutanfall töten oder schlagen würde.

»Ja, ja, alles in Ordnung«, sagte er munter. »Ich habe das spezielle Rot in den Leinwandlappen gewickelt.«

»Sie haben uns versprochen so viel zu besorgen, wie wir brauchen«, sagte Scrofa. »Aber ich kenne die vornehmen Leute. Sie sind alle gleich. Sie versprechen dir alles, aber sie warten, bis man kommt, bevor sie die Farben beim Händler bestellen, und dann beschimpfen sie einen, weil man nicht vorankommt. Und sie bestellen nie das Richtige, besonders nicht die teuren, feinen Farben, die so schwer zu haben sind. Sie hoffen, dass man tot umfällt, bevor man sie braucht. Diesmal bin ich schlauer als sie. Ich weiß genau, wo wir anfangen, und wir können eine Menge schaffen, während wir auf die Farben warten. Dann brauchen wir uns ihr Geschimpfe nicht anzuhören.«

»Wie werden wir das denn machen, Meister?«

»Er will einen Herkules als Kind haben, wie er Schlangen erwürgt, und eine Venus. Das Übrige weiß ich noch nicht. Er hat gern kleine Kinder – das weiß ich noch vom letzten Mal – und er sagt gewöhnlich nicht, wie man sie darstellen soll. Ich habe einige Friese für ihn gemalt mit Götterkindern, die Wagen lenken, fischen, spielen. Ich hoffe, sie haben sie sauber gehalten. Wir können um die Erlaubnis bitten sie aufzuarbeiten. Es macht mich wahnsinnig, wenn ich sehe, wie meine Arbeit durch Rauch und Essensdunst verdorben wird, oder wenn sie die Malereien feucht werden lassen. Lass mich sehen – es sind jetzt sieben Jahre her, dass ich diese Arbeit gemacht habe. Die Bilder werden bestimmt eine Reinigung nötig haben, obgleich ich sie damals dick mit Wachs überzogen habe. Vielleicht genügt es, wenn man sie abwäscht. Ich hab sie voriges Jahr

gesehen und da war es noch nicht so schlimm.« Er schnaubte. »Ich weiß überhaupt nicht, warum die sich die Kosten machen ihre Räume ausmalen zu lassen. Aber ich will mich nicht beklagen. Ihr Geld stinkt nicht. Und doch, ich bin immer froh, wenn ich heil wieder aus Pompeji heraus bin.«

»Wie meinst du das?«

»Schau dich um.«

Timon schaute sich um, konnte aber nichts Ungewöhnliches erblicken. Er sah den friedlichen Abhang des Berges von der Abendsonne bestrahlt, die Schäfer, von denen Scrofa gesprochen hatte, die aber gar nicht bedrohlich aussahen; er sah, dass ihre Herden sich jetzt bei sinkendem Abend näher zusammenzogen, er sah die üppigen Weinstöcke, von denen ein Teil durch Matten aus Kastanienzweigen, die auf Stangengerüsten lagen, vor der Sonne geschützt wurde, er sah die in vollem Laub stehenden Olivenbäume, die ein Schattengespinnt auf das dürre Gras warfen. Dahinter und über allem ragte der Vesuv, grün bis zum Gipfel hinauf. Timon wandte sich zur anderen Seite und blickte auf die See hinunter, die still und blau dalag und die Himmelsbläue widerspiegelte. Im Hafen lagen mehrere Schiffe und draußen auf See sah man eine Reihe winziger Punkte, wahrscheinlich waren es Fischerboote mit je einem oder zwei Mann darin. Am Rande der Bucht lag die Stadt, sauber ausgebreitet hinter ihren dicken grauen Mauern. Von hier oben konnte man die schnurgeraden Straßen sehen, das riesige Amphitheater an einem Ende, am anderen die Basilika und mehrere Tempel.

»Vorhin hast du gesagt, du fühltest dich erst sicher, wenn du in der Stadt drin wärst, und jetzt sagst du, du fühltest dich erst sicher, wenn du draußen wärst«, sagte Timon.

»Was ist denn nun wahr?«

»Kein Wunder, dass du mich auslachst. Um ganz ehrlich zu sein, ich wünschte bei allen Göttern, ich brauchte weder in der Stadt noch außerhalb der Stadt zu sein. Ich habe das auch Caius Vettius gesagt, aber er kam mir mit seinem Geld und seinen Überredungskünsten, und da habe ich schließlich zugesagt nur um ihn loszusein. Hoffentlich wird's mir nicht noch Leid tun. Aber warum sag ich das einem jungen Burschen wie dir. Du musst hingehen, wo ich hingehe, und ich mache es dir nur unnötig schwer. Es ist dieser Berg. Ich habe eine Todesangst vor ihm.«

»Man hat mir in Agerola gesagt, dass es ein ruhender Vulkan ist. Es heißt auch, dass er niemals ausbrechen wird.«

»Jetzt habe ich dir Angst gemacht. Tut mir Leid, aber du hast ja schon gemerkt, dass ich selbst Angst habe. Es wäre schon arges Pech, wenn es uns träfe. Aber wer kann schon mit Bestimmtheit sagen, dass er nicht ausbrechen wird. Diese Erdbeben vor sieben Jahren, die die Hälfte der Städte hier herum zerstört haben – das war eine Warnung. Und ich will dir noch etwas sagen. Wenn es schneit, was hier im Winter manchmal geschieht, dann bleibt der Schnee nie oben auf dem Vesuv liegen. Das ist doch ein sicherer Beweis, dass es oben heiß ist. Die Götter schicken diese Zeichen und sie haben es gar

nicht gern, wenn die Menschen nicht darauf achten. Die Leute sagen, der Berg wird niemals ausbrechen, aber ich sage dir, mein Junge, niemals ist eine lange Zeit. Ich sehe die Sache so: Was einmal geschehen ist, kann wieder geschehen. Du kannst natürlich sagen, dass ich alles schwarz sehe, aber ich nenne das gesunden Menschenverstand. Als ich das letzte Mal hier war, habe ich gearbeitet ohne aufzublicken, aber ich habe doch die Ohren gespitzt. Das ist die beste Art, wie ein armer Mann an Informationen kommt. Da kam also immer so ein Mann ins Haus, ein dicker Freund des dicken kleinen Freundes des älteren Bruders von Caius Vettius. Du kennst ihn natürlich nicht. Ich vergesse immer wieder, dass du letztes Mal nicht bei mir warst. Wo war ich stehen geblieben? Also dieser Mann, Lucius Sowieso, hatte einen anderen Freund aus der Gegend von Paestum, den er eines Tages mitbrachte, damit er sich meine Malerei ansah. Caius Vettius interessierte sich nicht für Malerei, Pferde und Boote liegen ihm mehr.« Timon schwirrte der Kopf, aber er wusste, dass es zwecklos war, von Scrofa zu verlangen, er solle bei der Sache bleiben. Aus der Menge der Freunde und der Freunde der Freunde würde sich die Geschichte am Ende herauschälen.

»Der Freund des Lucius kam auf den Vesuv zu sprechen, denn sie hatten natürlich bemerkt, dass ich ihn in ein paar Landschaftsbilder hineingemalt hatte. Er gibt einen schönen Hintergrund ab mit den Rebstöcken, die den ganzen Abhang hinauf wachsen, und den Villen an seinem Fuß, und sie

bewunderten das gerade, als der Freund sagte: ›Hört mal, sprechen die Leute immer noch von dem schweren Erdbeben vor zehn Jahren?‹

›Man will hier nichts von Erdbeben hören‹, sagte Lucius und lachte; aber ich lachte nicht. Der Freund sagte: ›Es hilft nicht viel, die Erdbeben einfach zu vergessen, auch nicht die Ausbrüche. Wenn es ein schweres Erdbeben gegeben hat und vorher einen Ausbruch, dann kann es auch wieder so kommen. Das ist logisch.‹ Darauf sagte Lucius fast böse: ›Es ist aber auch wahr, dass es vor diesem Erdbeben kein einziges gegeben hat, solange man denken kann. Warum sollte es also wieder eins geben?‹

So redeten und stritten sie, während ich mit meiner Arbeit fortfuhr. Ich brauche dir nicht zu sagen, dass ich mich so wenig in die Unterhaltung einmischte wie eine Katze oder ein Hund. Aber am Abend ging ich auf einen Schluck in die Weinschenke, um den Geschmack der Farbe hinunterzuspülen, und da fragte ich nach dem Erdbeben. Es stimmt, dass die Leute nicht gern davon reden, aber vergessen haben sie es nicht. Als sich die Zungen nach ein paar Glas Wein lösten, fingen sie an zu erzählen. Einige hatten Freunde oder Verwandte verloren. Sie sagten, es sei ein schrecklicher Anblick gewesen, wie sich die Erde öffnete und einen Menschen verschlang oder auch zehn Menschen. Ein Mann sagte, er habe gesehen, wie eine ganze Schafherde in einer Erdspalte verschwand.

Wie sie sagten, geschah es mitten am Tag, an einem schönen, sonnigen Februartag, aber es war nicht so heiß wie heute. Die Leute gingen ihren

Geschäften nach, die Läden waren geöffnet, einige Leute waren in den Bädern, auf dem Forum wurde verkauft und gekauft. Es ist ein schönes Forum, das schönste, das ich außerhalb Roms gefunden habe. Entlang der einen Seite liegen die Verkaufsstände, in denen nach den Maßen und Regeln, die die Regierung aufgestellt hat, Korn und Öl verkauft werden, so dass niemand betrogen wird. Auch ein Wollmarkt ist dort und daneben liegt der Farbladen.

Ich sprach eben vom Erdbeben – wie bin ich nur auf das Forum gekommen? – Also – wie ich schon sagte: Sie waren alle bei der Arbeit, als man ein schreckliches Brüllen hörte – niemand hatte so etwas je in seinem Leben gehört. Alle blieben stehen. Zuerst dachten sie, es wäre einer der Götter, wahrscheinlich Jupiter – aber bestimmt ein mächtiger Gott. Venus konnte eine solche Stimme nicht haben. Einige Leute begannen sie anzurufen, denn sie ist die Patronin der Stadt. Die See war so aufgereggt, dass manche Leute glaubten, Neptun müsse erzürnt sein. Dann begann der Boden unter ihren Füßen zu schwanken, zu zittern und zu rucken, als wollte er sie alle abschütteln. Da dachten sie an den Gott Vulkan. An ein Erdbeben dachten sie erst, als die Häuser um sie herum einzustürzen begannen.

Als sie mir das erzählten, begann ich zu lachen. Ich sagte, wenn ich in Pompeji lebte, würde ich sofort an Erdbeben denken. Weißt du, dass sie da ganz böse wurden. Kannst du das begreifen?«

»Ein bisschen kann ich es begreifen«, sagte

Timon vorsichtig. »Die Menschen wollen nicht erschreckt werden. Ich kann verstehen, dass sie das nicht gern haben.«

»Wenn ich in diesem Augenblick einen Löwen sähe, der sich von hinten an dich heranschliche«, sagte Scrofa, »und ich sagte es dir oder ich schrie sogar ›Pass auf, Tullius‹, würdest du dann auch böse auf mich sein?«

»Natürlich nicht, ich wäre dankbar.«

»Siehst du! Die Leute von Pompeji sind unvernünftig, aber das sind sie immer gewesen. Säulen barsten, Paläste stürzten zusammen, der Boden öffnete sich und schließlich sagte einer von ihnen: ›Ich wette, das ist ein Erdbeben.‹ Was für eine intelligente Feststellung! Es war ja auch nachgerade Zeit, dass sie es merkten. Da flohen sie natürlich aufs offene Land, aber da war es fast genauso schlimm. Villen, Tempel und Sommerhäuser wurden völlig zerstört, Brunnen stürzten ein, und wie ich schon vorhin sagte, es öffneten sich tiefe Spalten in der Erde, Menschen und Tiere stürzten hinein und wurden nie wieder gesehen. Das Schlimmste war, dass jedes Mal, wenn sie glaubten, es wäre vorbei, jedes Mal, wenn sie wieder nach Hause gingen und versuchten ein wenig aufzuräumen, die Sache wieder anfang. Soviel ich verstanden habe, dauerte das tagelang. Als sie erst einmal richtig im Zuge waren, war es schwer festzustellen, wer die Wahrheit sagte, jeder wollte eine noch bessere Geschichte erzählen als sein Vorgänger. Schließlich war alles wie im Fieber und der Wirt sagte mir, ich solle mich wegscheren und mich nie wieder blicken lassen. Ich war

wütend, das kannst du dir denken. Was hatte ich denn getan? Man hätte denken sollen, ich hätte das Erdbeben verursacht. Ich sagte dem Wirt, ich hätte nur ein paar höfliche Fragen gestellt, ob das denn verboten sei. Aber er schob mich zur Tür hinaus. Nach einer solchen Behandlung wäre ich sowieso nicht dorthin zurückgegangen. Findest du denn, dass der Wirt Recht hatte?«

Diesmal gab Timon keine Antwort. Statt ihm einen Schrecken einzujagen hatte Scrofas Geschichte ihn über seinen Aufenthalt in Pompeji beruhigt. Der Grund dafür war ganz einfach: Scrofa hatte vor allem Angst, sogar vor den friedlichen Schäfern auf dem Abhang des Vesuv. Man konnte alle diese Ängste unmöglich ernst nehmen.

Nach einer Weile sagte er: »Nun, Meister, das alles ist im Februar geschehen. Ich habe immer gehört, dass der Februar der Monat für Erdbeben ist. Jetzt ist aber August. Im August gibt es keine Erdbeben!«

»Das meinst du. Jetzt, wo du es sagst, fällt mir ein, dass ich auch noch nie von einem Erdbeben im August gehört habe. Aber man hat auch immer gesagt, es gäbe keine Erdbeben im Februar, bis es dann eben doch passierte.«

Trotzdem war er ein wenig beruhigt, er verlangsamte seinen Schritt, so dass sie die letzten paar Hundert Meter nebeneinander hergehen konnten. Sie kamen eben noch zur Zeit am Tor von Nola an. Die Wächter warteten schon, hielten das Tor noch auf und einer rief: »Mach schnell, alter Scrofa! Ich freue mich dich wieder zu sehen. Wenn du es nicht

wärst, hätten wir schon vor fünf Minuten zugemacht. Wir sahen, wie du dich beeiltest, und haben auf dich gewartet. Da hast du aber einen tüchtigen, starken Jungen.«

Sie betrachteten Timon von allen Seiten, als sei er ein Stück Vieh auf dem Markt. Zwei der Männer trugen die Stadtuniform, die anderen waren Freunde, die sich bei ihnen die Zeit vertrieben. Sie machten sich einen Spaß daraus, den armen Timon abzuschätzen, fragten, wie viel er äße, wie viele Stunden Schlaf er brauche, ob er gehorsam sei oder manchmal Prügel nötig habe. Schließlich sagte Scrofa ärgerlich: »Lasst den Jungen in Frieden. Es hätte genauso gut uns passieren können, dass wir an seiner Stelle wären. Er ist ein guter Junge und arbeitet gut; er bekommt das Gleiche zu essen wie ich, nur mehr, weil er jung ist. Und ihr müsst wissen, er kommt aus einer adligen Familie in Griechenland. Nicht wahr, Tullio?«

Timon nickte niedergeschlagen.

»Seht ihr«, sagte Scrofa, »ihr habt seine Gefühle verletzt. Er fühlt wie ein Mensch, so wie wir alle. Lasst uns also bitte durch. Wir müssen eine Unterkunft suchen und Caius Vettius mitteilen, dass wir da sind. Wir haben keine Zeit zu vertrödeln wie andere Leute.«

»Wir haben doch nur Spaß gemacht«, sagte der erste Wächter. »Hier, Junge, hast du einen Apfel. Los, nimm ihn. Wir wollten dich nicht kränken.«

»Danke«, sagte Timon, der sich über den Apfel freute.

Wenn er auch als Erster mit dem Gerede angefan-

gen hatte, so hatte der Mann doch ein freundliches Gesicht. Jetzt sagte er zu Scrofa: »Du könntest wieder bei uns wohnen. Du erinnerst dich doch sicher noch an Livias Pfannkuchen. Komm also mit zu uns, wir werden dich diesmal besser versorgen. Die Ratten sind wir losgeworden, man sieht sie kaum noch. Wir werden uns freuen dich zu beherbergen, und vergiss den alten Groll. Es spart dir auch einen Weg. Ich gehe nämlich jetzt nach Hause und kann dort Bescheid sagen, dass ihr kommt, und du kannst geradewegs zu Caius gehen. Wenn du dann zu uns kommst, ist das Abendessen fertig. Wie heißt der Junge, damit ich es Livia sagen kann?«

»Tullius«, sagte Scrofa. »Aber wart einen Moment. Bist du sicher, dass Livia mich haben will, Gallo? Letztes Mal war sie wütend, weil ich mich beklagte, dass die Ratten meine Farbe fräßen, und sie sagte, ich brauchte nicht mehr wiederzukommen. Um ehrlich zu sein: Ich käme gern. Niemand bäckt so hervorragende Pfannkuchen wie Livia.«

»Das werde ich ihr sagen. Wenn man ihre Pfannkuchen lobt, kann sie nicht widerstehen. Sag mir, was ist aus dem netten Jungen geworden, den du letztes Mal bei dir hattest?«

»Er ist gestorben«, sagte Scrofa. »Er ist von einer Leiter gefallen, gerade als ich ihn gut angelehrt hatte. Er wurde so leicht schwindlig, der arme Kerl.«

»Er war zwar ein Grieche, aber doch ein netter Bursche. Du hast doch viel Pech mit deinen Jungen gehabt – jetzt fällt mir ein: Du bist nie zweimal mit demselben gekommen. Nun, hoffentlich hast du

mit diesem Glück. Ich werde meinem Sohn Marcus sagen, dass er da ist – vielleicht nimmt er ihn mit in den Zirkus. Möchtest du das, Junge? Wie heißt du noch?»

»Tullius«, sagte Timon. Er war froh, dass er den ersten Teil der Frage nicht zu beantworten brauchte.

Das Beste, was ein Römer für einen tun konnte, war einen mit in den Zirkus zu nehmen. Timon hasste den Zirkus, hatte aber gelernt das zu verschweigen. Der alte Scrofa wurde ernstlich böse, wenn er eine solche Einladung ablehnte und sagte, er fände den Zirkus widerlich. Scrofa hatte mit dem Fuß aufgestampft und ihn angebrüllt, das Einzige, was ein Maler auf dieser Welt besitze, sei neben seinem Talent sein guter Ruf, und der wäre dahin, wenn Timon sich respektlos über den Zirkus äußerte.

»Aber ich kann es nicht ertragen«, sagte Timon, »all dies Morden von Menschen und Tieren – da würden mir ein paar Stunden im Schlachthaus ebenso viel Spaß machen. Ich sehe kein Vergnügen darin und es macht mich krank, wenn ich höre, wie die Leute beim Anblick des Blutes schreien und klatschen.«

»Ich hasse es auch, obgleich ich Italiener bin«, sagte Scrofa, »und ich habe immer die Ausrede, dass ich zu viel Arbeit habe um hinzugehen. Bei dir ist das etwas anderes. Wenn du so etwas sagst, dann denkt jeder, du hast es von mir gehört, und das würde bedeuten, dass ich kein guter Römer bin, und dann bekäme ich bald keine Arbeit mehr. Mein ganzer Lebensunterhalt hängt davon ab, dass ich die

Bilder der Götter richtig malen kann, dass ich jeden bei seiner richtigen Tätigkeit zeigen kann mit all seinen Symbolen und was so zu ihnen gehört, an der richtigen Stelle. Ich muss daher von Kopf bis Fuß ein guter Römer sein, vergiss das nie. Wenn du nächstes Mal eine Einladung erhältst, dann denke daran, dass dies in Wirklichkeit ein Kompliment für mich bedeutet. Wer will schon einem Sklaven einen Gefallen tun? Wenn du ablehnst, so ist es das Gleiche, als ob ich ablehnte. Und du darfst auch bei den Darbietungen nicht die Augen schließen. Sie würden es sofort bemerken. Wenn du hingehst, dann schau auch zu und klatsche an der richtigen Stelle Beifall. Das gehört genauso gut zu deiner Arbeit wie das Mischen der Farben und das Tragen der Töpfe und Tiegel. Sonst wird es bald keine Töpfe und Tiegel mehr zu tragen geben und du liegst auf der Straße. Würde dir das gefallen, selber in einer der Gladiatorenkasernen zu enden? Da kommen Sklaven hin, die nicht gehorchen. Wenn du deine Zunge nicht hütetest, wirst du mehr vom Zirkus zu sehen bekommen, als dir lieb ist.«

So ging es endlos weiter, bis Timon Angst bekam und Scrofa zu beruhigen versuchte, ihm versprach, er werde sich nie mehr beklagen und nie mehr sagen, was er vom Zirkus dachte. Im Geheimen fühlte er sich als hochgeborener Grieche beleidigt, weil man ihn zwang diese Widerwärtigkeiten anzuschauen und auch noch erwartete, dass er sich daran freute. Aber seit seiner Gefangennahme war er so oft gekränkt worden, dass er eigentlich hätte daran gewöhnt sein sollen.

»Ich weiß ja, dass dein Geschäft davon abhängt«, sagte er, »bitte, Meister, sei nicht mehr böse. Ich werde es lernen, so zu tun, als ob es mir gefiele, ich verspreche es dir.«

»Gut, gut, wir wollen es vergessen. Aber ich übertreibe nicht. In allen Städten ist es das Gleiche – die Leute leben für den Zirkus, nicht nur dafür, sondern für den freien Nachmittag außer Hause, das Zusammensein hinterher, etwas, worauf man sich freuen, worüber man reden kann. Das ist natürlich. Ich weiß, du wirst dir Mühe geben. Ich möchte wirklich nicht, dass die Gladiatoren dich kriegen – das hab ich nur gesagt um dich zu erschrecken.«

»Da bin ich froh, Meister.«

Jetzt, hier am Tor, beobachtete Scrofa den Jungen genau, war gespannt, welche Antwort er dem Wächter geben würde, aber die Frage nach dem Zirkus wurde nicht wiederholt.

Stattdessen sagte Gallus: »Komm sofort vom Haus des Caius Vettius zurück. Ich wette, da bekommst du keinen Bissen, obgleich alles in Hülle und Fülle da ist. Livias Bruder ist ein Freigelassener, der dort im Garten arbeitet; der sagt, sie dürfen sich nicht einmal einen Kohlkopf nehmen ohne Caius Vettius zu fragen. Der hält die Sesterzen zusammen. Auf die Weise ist er reich geworden, wie er selber sagt. Nun, vielleicht hat er Recht. Hast du schon einen Preis mit ihm ausgemacht?«

»Ich habe sein Versprechen, dass er mich gut entlohnen wird.«

»Vielleicht wird er das, vielleicht.«

Während sie sich vom Tor entfernten, sagte Scrofa: »Gallo würde nur zu gern wissen, was Caius Vettius mir für meine Malerei versprochen hat. Seine eigene Rechnung würde sich danach richten. Aber wenn Gallo auch das Geld liebt, so ist er doch nicht hartherzig. Er wird uns gut zu essen geben. Das mit den Pfannkuchen ist wahr – ich habe nie im Leben so gute gegessen. Es gibt auch guten Fisch, und jede Woche ein Huhn.«

»Wo wohnt er?«

»Am Ende dieser Straße. Es ist ein ordentliches Haus und es stimmt, dass die Ratten weg sind. Die Rückseite des Hauses geht auf die Stadtmauer hinaus, so dass man die frische Luft von der See her mitbekommt; abends ist es schön kühl. Livia stellt fürs Abendessen einen Tisch hinters Haus. Früher kamen die Ratten dann über die Mauer; es war so schlimm, dass ich nie mehr hingegangen wäre, hätte er nicht versichert, dass sie jetzt weg sind. Die ersten Abende werden wir aufpassen, ob es auch stimmt. Sie kamen früher aus dem Kornspeicher an der Ecke. Es ist nicht weit vom Forum und es liegen dort viele Lagerhäuser für Lebensmittel. Ich weiß nicht, was sie gegen die Ratten unternommen haben. Es ist nicht leicht, sie loszuwerden, wenn sie sich erst einmal irgendwo eingenistet haben.«

Es dämmerte inzwischen und die langen, geraden, engen Straßen waren voller dunkler Schatten. Das Pflaster unter den Füßen war immer noch heiß, aber die Hauswände hatten begonnen sich abzukühlen. Timon sah mehrere Eidechsen aus ihren Löchern kriechen.